gereicht worden. Das Preisrichter-Kollegium nahm zum Maßstab der Beurteilung der vorgeschlagenen Zubereitungsarten, daß das Fleisch die volle Nährkraft behalte, ferner schmackhaft, weich und leicht verdaulich sei, und verlieh an Fräulein Helene Lotz in Kassel den ersten, an Frau Gertrud Goldschmidt in Karlsruhe (Baden) den zweiten Preis, in der Ueberzeugung, daß die Arbeiten dieser Bewerberinnen die hygienisch, kulinarisch und volkswirtschaftlich außerordentlich wichtige Frage der Zubereitung von Rind-, Hammel-, Kalb- und Schweinefleisch zu den verschiedensten Zwecken unter allen angeführten Gesichtspunkten in der befriedigendsten und vollkommensten Weise lösen. Um die weiteste Verbreitung dieser wertvollen Schriften zu ermöglichen, hat die „Allgemeine Fleischerzeitung, Aktiengesellschaft, Berlin SW. 19, die beiden Arbeiten in Form einer Broschüre veröffentlicht, die für 30 Pf. erhältlich ist.

—* Sammelt Stanniol! Für ungefähr 15 Millionen Mark Stanniol verbraucht die europäische Schokoladenindustrie in jedem Jahre zum Verpacken von Schokoladen; wird das Stanniol einfach weggeworfen, so gehen diese 15 Millionen Mark jedes Jahr verloren. Durch Sammeln kann aber ein großer Teil im Jahre wieder gewonnen werden. Das Stanniol, das um eine Viertelpfundtafel Schokolade sitzt, hat heute den Wert eines Pfennigs. Einen Pfennig läßt selbst ein Rotschild nicht auf dem Trottoir liegen, also warum sollen sich die Nichtrotschilde nicht auf dem Trottoir nach Stanniol bücken oder es wenigstens nicht achtlos wegwerfen? Es muß den Sammlern nur bequem gemacht werden, ihre gesammelten Mengen los zu werden, und es muß ihnen der ordentliche Preis dafür bezahlt werden. Das wollen nun die Schokoladenfabrikanten besorgen, indem sie in allen Städten Sammelstellen errichten, die es dann gegen Vergütung des Marktpreises des Zinnes oder für wohltätige Zwecke annehmen.

—* 3. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung Dresden. Es ist wohl zur feststehenden Tatsache geworden, daß große Ausstellungen am Tage ihrer Eröffnung nicht ganz fertig sind. Findet man dies schon bei Kunstausstellungen erklärlich, so ist es bei Kunstgewerbe-Ausstellungen um so mehr zu begreifen. Der Fernstehende macht sich keine Vorstellung, mit wieviel Faktoren die Leiter einer solchen Ausstellung zu rechnen haben. Zahllose unvorhergesehene Schwierigkeiten, von dem mißlungenen Brand von Kacheln und verspäteten Bahnsendungen an bis zu großen Arbeiterausständen verzögern die Vollendung einzelner Räume. Auch bei unserer Ausstellung war es nicht anders; am Eröffnungstage mußten infolgedessen noch zahlreiche Räume geschlossen bleiben. Erfreulicherweise ist es aber der Leitung unserer großen Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung mit Einsetzen aller Kräfte gelungen, noch vor dem Pfingstfest die Ausstellung so zu gestalten, daß sie an den Tagen, die Tausende von Fremden nach Dresden geführt haben, in allen Teilen ein abgerundetes glänzendes Bild kunstgewerblichen deutschen Schaffens gab.

Mylau i. V. Aus Anlaß des Besuches des Königs in der Stadt Mylau hat der Fabrikbesitzer Stadtrat Franz Schneider der hiesigen Stadt eine Stiftung von 10 000 Mk. unter dem Namen „Friedrich-August-Stiftung" überwiesen, deren Zinsen alljährlich zu Königs Geburtstag zu wohltätigen Zwecken Verwendung finden sollen.

## Vereinsnachrichten.

§ Ein neues apologetisches Flugblatt hat der Volksverein für das katholische Deutschland vor kurzem herausgegeben. Das Flugblatt: „Kann ein Katholik Sozialdemokrat sein?" beleuchtet die sechs Gründe, mit welchen die Sozialdemokratie diese Frage bejahen will, nämlich: 1. Das Urchristentum sei kommunistisch gewesen. 2. Die Kirchenväter seien Kommunisten gewesen. 3. Die Kirche sei die Schutztruppe des Kapitalismus. 4. Die Kirche predige dem arbeitenden Volke nur Zufriedenheit und Ergebung. 5. Die Sozialdemokratie sei gegen einen Kulturkampf. 6. Bischof Ketteler habe die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie erlaubt.

§ Leipzig. Ueber den Streik der Bergarbeiter in Kulkwitz sprach verflossenen Freitag der Vorsitzende der Fachabteilungen im Gesellenhause. Redner wies den Vorwurf der „Leipziger Volksz." zurück; die Mitglieder der kath. Gewerkschaft waren hinter dem Rücken des Bergarbeiter-Verbandes zur Arbeit „gepreßt" worden. In öffentlicher Versammlung hätte man am 27. Mai in Görnitz über die Wiederaufnahme der Arbeit verhandelt. Die Majorität, darunter nicht wenige vom Bergarbeiterverbande hätten „dafür" gestimmt. — Nachdem man noch über die glücklich abgewendete Aussperrung der Metallarbeiter diskutiert hatte, wurde beschlossen, den derzeitigen Vorsitzenden der Gewerkschaft zur näheren Orientierung über die Praxis des Berliner Verbandes bei Streiks und Aussperrungen zumal in verwickelten und plötzlich eintretenden Fällen für den Delegiertentag nach Berlin zu schicken.

## Vermischtes.

v Der Hammer am Throne der Habsburger Die letzte Nummer des Freimaurerorganes „Zirkel" (30) berichtet über die „rituelle Arbeit" die am 29. April d. J. von der Loge „Treue", in Preßburg geleistet wurde. Auf dieser Veranstaltung war der „Deputierten-Großmeister" der österreichischen Grenzlogen Br . ·. Doktor Messinger anwesend. Der „Zirkel" berichtet über seine Rede: „An der w. T. sprach Br . ·. Dr. Messinger den Toast auf den Monarchen, „den Freimaurer ohne Schurz" . . . . Die Loge reklamiert also den Monarchen als einen der Ihren. Ist das Spott oder Ernst? Es fände sich für beides eine Erklärung.

v Heine-Schwärmer. Während in Darmstadt die Sammlungen für eine Heine-Denkmal mehr als kläglich verlaufen, scheint die allgemeine deutsche Sammlung mit größerem Geschick betrieben zu werden. Wenigstens behauptet die „Neue Rundschau", die es wohl wissen kann, jetzt seien 30 000 Mark eingegangen. Es ist ja kein Zweifel, daß die Stammes- und Gesinnungsgenossen Heines Geld genug haben, ihm ein Denkmal oder auch gleich ein Dutzend zu setzen.

v Jesuiten in einer sozialdemokratischen Versammlung. In Krakau fand am 13. Mai eine sozialdemokratische Versammlung statt, zu der auch zwei Jesuiten, P. Haduch und P. Assmann erschienen. Sie wollten selbst hören, was geredet würde, um darüber nachher nötigenfalls zu schreiben. Selbstverständlich wurden sie am Schlusse der Hauptrede von den Genossen aufgefordert, zu sprechen. Sie ließen sich nicht lange bitten: P. Haduch widerlegte die Ausführungen des sozialdemokratischen Abgeordneten Daszynski, er führte u. a. aus, die Kirche sei wie ihr Stifter Jesus Christus, eine Freundin der Arbeit und des arbeitenden Volkes, sie strebe den Ausgleich zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber an auf dem Boden der Gerechtigkeit und der Liebe. Er wies auf die Worte des Heilandes hin: „Mich erbarmet des Volkes" und führte aus, wie Christus die Grundsätze des sozialen Ausgleiches durch Tat und Wort gepredigt. Stürmischer Beifall unterbrach wiederholt die Worte des Redners. Genosse Daszynski versuchte eine Widerlegung, wurde aber von dem schlagfertigen Jesuiten unter abermaligem Applaus schneidig abgefertigt. Die Versammlung schloß mit einer großen Niederlage der Sozialdemokraten.

v Pfingstbier in der Kirche! Es ist eine Verordnung des Kurfürsten August II. mutmaßlich von dem Jahre 1589 aufgetaucht, die ein interessantes Sittenbild von der damaligen Verkommenheit des religiösen Lebens enthüllt. Darin heißt es: „Es ist auch eine sehr schändliche Gewohnheit eingerissen auf den Dörfern, daß die Bauern an den hohen Festen, Weihnachten und Pfingsten ihre Sauferei bald abends des Festes anfangen und die Nacht über treiben und morgens die Predigt entweder gar verschlafen oder trunken in die Kirche kommen, und darinnen wie die Säue schnarchen und schlafen . . . . An etlichen Orten misbrauchen die Bauern ihre Kirchen für ein Bierkeller, schroten das Pfingstbier darin, daß es frisch bleibe, und saufens daselbst aus mit Gotteslästerung und Fluchen . . . . Und da sie ja wollen das Pfingst- und andere gemeine Biere den Bauern erlauben, sollen sie doch ihnen nicht gestatten, achtzehn oder zwölf Viertel Bieres ihren Gefallens einzulegen, sondern ihnen eine gewisse Anzahl nach der Gemeine des Volkes vergrößert und gebieten, daß sie dasselbe friedlich, züchtig und bescheiden nach den Feiertagen austrinken, bei aufgesetzter Geldstrafe, da von Jemand ein greulicher Fluch oder unzüchtige Rede geführt würde."

## Büchertisch.

**Stimmen aus Maria-Laach.** Katholische Blätter. Jahrgang 1906. Fünftes Heft. (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung 10 Hefte Mk. 10 80.) — Inhalt des fünften Heftes: Bisheriges und künftiges Verhalten der deutschen Katholiken in der Arbeiterfrage. (H. Pesch S. J.) — Der gegenwärtige Stand der Normalzeit. (F. S. Hagen S. J.) — Radioaktivität. II. (Schluß.) (L. Dressel S. J.) — Zur Geschichte der Sklaverei beim Volke der Azteken. II. (Schluß) (E. Wasmann S. J.) — Die Folgen der Trennung von Kirche und Staat in Brasilien. (C. Schlitz S. J.) — Rezensionen. — Empfehlenswerte Schriften. — Miszellen.

**Die angekündigte Europareise des Schahs von Persien** lenkt wiederum die Aufmerksamkeit auf das ferne Land des „goldenen Löwen". Gleich seinem Vater Nasr ed-din, der seine drei europäischen Studienreisen für die kulturelle Hebung seines Volkes auszunutzen verstand, begünstigt der gegenwärtige Schah Muzaffer ed-din Reformen nach europäischem Muster, wozu ihm die auf seinen Reisen gesammelten Erfahrungen ebenfalls dienlich sein können. In der soeben erschienenen Doppellieferung von Herders Konversationslexikon (116/117: Pedicellarien bis Pfefferfresser) begegnen wir u. a. einem sehr gut unterrichtenden Artikel Persien mit einer sauber ausgeführten Karte. Den geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Teil ergänzt die Schilderung der merkwürdigen Kunst, der Sprache sowie die durch elegante Form und üppige Bilderfülle ausgezeichnete Literatur. Vortrefflich ausgewählt sind die Musterbeispiele der Tafel „Persische Kunst".



gereift, gewissermaßen trotz ihrer Jugend so alt — daß sie gar nicht auf den Gedanken kommt, Günter könne seine Cousine lieben.

Aber, ob Brunhilde am Klavier sitzt und singt, ob sie vorliest, ob sie über Kunst oder über die Haferpreise redet, ob sie in flammende Begeisterung gerät oder ruhig bespricht und ausrechnet — stets drückt dies seltene Mädchen ihrer ganzen Umgebung das geistige Gepräge auf, dem sich selbst die alten Horsts willig unterordnen.

Und Dolores mit ihrer Unstetheit, ihrem zerfahrenen Wesen und ihrem Mangel an jedem tieferen Empfinden, sitzt dabei, spielt gelangweilt mit der Uhrkette, dreht die kostbaren, diamantengeschmückten Armbänder hin und her oder blickt auf ihre rosigen Fingernägel, mit Mühe ein Gähnen unterdrückend.

Bereits vier Tage sind vergangen seit Günters Abreise nach Rom. Zwei Ansichtspostkarten von unterwegs sind eingelaufen, die eine an Dolores, die andere an Brunhilde.

Von Rom aus noch kein Lebenszeichen, obgleich er sofort nach seiner Ankunft telegraphieren wollte.

Dolores ist in schlechtester Stimmung. Wohl zwanzig Mal am Tage fragt sie:

„War der Telegraphenbote noch immer nicht da?"

Und nach jedem „Nein" wird ihr Gesicht finsterer, ihre Laune unerträglicher.

Brunhilde hat Mitleiden mit der armen Braut. Als wieder einmal der gewohnte kurze Dialog: „Telegramm da?" . . . „Nein" — stattgefunden, geht sie auf Dolores zu und streichelt ihr sanft die Wange.

„Aengstige dich nicht, liebe Dolores!"

„Aber ich ängstige mich ja gar nicht —" lautet die unwirsche Entgegnung — „ich ärgere mich bloß, weil er fest versprochen hatte, zu telegraphieren."

„Dolores!"

Brunhildes große Augen blicken vorwurfsvoll das vor Zorn ganz rot gewordene Gesichtchen der erzürnten Braut an. Dann lugen sie verstohlen hinüber nach den alten Eltern.

Doch die haben die lieblose Bemerkung gar nicht gehört. Der alte Horst macht gerade zu Miß Harrison eine anerkennende Bemerkung über die Schönheit seiner zukünftigen Schwiegertochter, und seine Frau fügt nachdenklich hinzu:

„Ja, ja — gewiß. Aber sie ist der reine Irrwisch. Sie muß noch viel lernen im Leben — viel, viel!"

Eine Woche vergeht . . . und noch eine halbe . . .

Keine Nachricht von Günter.

Die Besorgnis wächst. Selbst Dolores Aerger wandelt sich in Angst. Den ganzen Tag über läuft sie weinend und lamentierend im Haus herum. —

Da kommt Brunhilde der gute Gedanke, an Professor Wallhoff zu telegraphieren. Er wird wissen, wo sein junger Freund steckt.

Die telegraphische Rückantwort lautet:

„Bin sehr erstaunt und beunruhigt. Weder ich noch Dr. Labriola haben von Günter etwas gesehen oder gehört. Wallhoff."

Die Bestürzung in „Waldruhe" erreicht ihren Höhepunkt. Ein neues



Telegramm an den Professor wird abgeschickt mit der Bitte, Erkundigungen nach dem Vermißten einzuziehen und sofort das Resultat zu melden.

Nach vier weiteren Tagen der fürchterlichsten Unruhe, der bangsten Sorgen und Befürchtungen, erscheint abermals der Telegraphenbote in „Waldruhe".

Mit klopfendem Herzen nimmt Ilse die Depesche in Empfang. Trudi in ihrer Erregung will sie ihr fortreißen, während die armen Eltern sich kaum zu rühren wagen; die Angst, etwas Schreckliches zu vernehmen, scheint ihre Glieder gelähmt zu haben.

Auch Brunhilde ist totenbleich; aber sie beherrscht sich und entfaltet, wenn auch mit bebenden Fingern, das Stückchen Papier.

Nur merkwürdig — Dolores, welche der Inhalt der Depesche wohl am meisten angehen sollte, sie steht ganz ruhig da. Nicht die geringste Bewegung malt sich in ihren Zügen. Sie betrachtet das Ganze mehr als einen interessanten Knalleffekt nach lebhafter Spannung — so erscheint es wenigstens Miß Harrison.

Und Brunhilde liest laut, mit anscheinend ruhiger Stimme, der nur ein sehr aufmerksamer Beobachter die tiefe Bewegung anmerken würde:

„Günter aufgefunden. Liegt schwer verletzt im Krankenhause. Gefahr vorhanden. Wallhoff."

Ein einziger Schrei des Entsetzens aus allen Kehlen. Dann Weinen, Schluchzen, Jammern.

„Er stirbt! Mein Junge stirbt!" wimmert die alte Frau Horst. Sie ist von allen am schwersten zu beruhigen.

Auch Dolores vergießt ein paar Tränen; aber ihr Schmerz ist oberflächlicher Natur. Schon nach wenigen Minuten vermag sie wieder zu lachen, als sei nichts vorgefallen, als habe nicht soeben jenes fatale Stückchen Papier ein braves altes Elternpaar, zwei liebende Schwestern und eine treue Cousine in namenlose Angst versetzt, vermag sie zu scherzen, als sei sie selbst bei der ganzen Trauerbotschaft überhaupt nicht beteiligt.

Als die erste Erstarrung vorüber ist, wird beratschlagt, was tun. Die alte Mutter will durchaus hin zu ihrem Jungen.

Doch ihr Mann redet es ihr aus. Auch ihn ziehe es mit aller Macht zu seinem kranken Sohne; doch die Vernunft sage ihm, daß dieser Wunsch töricht sei. Sie beide wären zu alt, um die weite Reise zu wagen. Außerdem, was im fremden Lande anfangen ohne jede Sprachkenntnis, ohne auch nur die geringste Routine im Reisen!

Wie ein Alp fällt ihnen die bange Sorge vom Herzen, als Brunhilde mit der ihm eigenen ruhigen Bestimmtheit erklärt, sie werde heute abend noch abreisen, um Günter zu pflegen oder ihm sonstwie beizustehen. Ob Miß Harrison sie begleiten wolle.

Obgleich Edith Harrison unendlich gern noch eine Zeitlang in dem stillen Frieden von „Waldruhe" geblieben wäre, so hält sie es doch für ihre Pflicht, zuzustimmen und Brunhilde ihre Villa Romulus als Aufenthaltsort in Rom anzubieten.

Nur als Dolores mit allen Zeichen freudiger Erregung ruft, auch sie wolle mitreisen, wobei es den Anwesenden scheint, als freue sie sich mehr darauf, von „Waldruhe" fortzukommen, als ihren schwerkranken Bräutigam zu sehen — da erhebt die alte Frau Horst energisch Widerspruch. Ihr Junge

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id494508531-19060607/6